

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 99 (2003)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

BIRGIT HOSSELMANN: Todesanzeigen als *memento mori*? Eine empirische Untersuchung von Todesanzeigen der Gegenwart. Altenberge: Oros Verlag 2001. 122 S. + 135 S., Ill. (Münsteraner Theologische Abhandlungen, 68).

Die zu besprechende Untersuchung über zeitgenössische Todesanzeigen «entstand im Rahmen eines Forschungsschwerpunktes am Seminar für Liturgiewissenschaft der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster, der wissenschaftliche Erkenntnisse mit der Praxis vor allem christlicher Gemeinden wie auch von Bestattungsunternehmen zu verbinden sucht», heisst es im Vorwort des Herausgebers. Es handelt sich um eine Diplomarbeit, die der Frage nach dem heutigen Umgang mit dem Tod nachgeht. Insbesondere soll der Einfluss des Todes auf die «private Lebensplanung» bestimmt werden, d.h. ob der Tod als «nicht temporär kalkulierbare Variable ins Leben miteinbezogen» wird oder «plötzlich und unerwartet ins Leben» eintritt und schliesslich auch, «ob Todesanzeigen als «memento mori» fungieren können» (S. 4). *Memento mori* wird nicht als Ausdruck einer christlichen Haltung dem Tod gegenüber verstanden, sondern als eine anthropologische Konstante, die nicht nur als die Erinnerung und Mahnung an den Tod, sondern als ein «neues Verhalten der Menschen zueinander» aufträte. «Als Ziel lässt sich Gerechtigkeit, Geschwisterlichkeit, Frieden und Freiheit der Menschen untereinander formulieren, so dass jedem die Fülle des Lebens zugänglich wird» (S. 9). Der Tod solle, so die Autorin, «von Menschen, die in einer solidarischen Beziehung miteinander stehen, getragen werden» (S. 11). Dabei wird die These der Todesverdrängung, deren Ursache «in einer ausgeprägten Industrialisierung, in fortgeschrittenster Urbanisierung und moderner Technisierung zu finden» sei, immer wieder als prägend für den zeitgenössischen Umgang mit dem Tod deklariert.

Das empirische Material der Studie basiert auf acht regionalen und drei überregionalen Tageszeitungen, die im Zeitraum vom 16. August bis zum 16. September 1999 untersucht wurden und insgesamt 2017 Todesanzeigen enthielten. Die Auswahl orientierte sich an einer Hausarbeit für das Lehramt der Sekundarstufe II in Münster von Barbara Vermathen aus dem Jahre 1986, wo eine ähnliche Auswahl getroffen wurde, die aber keine ostdeutschen Regionalzeitungen untersucht hatte; ebenso wurden andere regionale Zeitungen ausgewählt. Verglichen wurden dreizehn Elemente wie z. B. Symbol, Spruch, Würdigung des Toten oder Todes- und Gottesbilder.

Als Ergebnis der Arbeit zeichnen sich drei Tendenzen ab, wobei davon ausgegangen wird, dass 50% der Verstorbenen eine Todesanzeige erhielten. Diese nicht nachvollziehbare Annahme stützt sich jedoch nicht auf die eigene Erhebung, sondern auf frühere Untersuchungen andernorts wie etwa Bremen, wo Anfang der 70er Jahre (!) 80–85% (!) der Verstorbenen mit einer Traueranzeige gedacht wurde. Die Autorin erkennt einerseits eine zunehmende Tendenz zur Verdrängung des Todes, da in 45% der Anzeigen der Tod und das Sterben nicht thematisiert werden (S. 56). Kompensation und Privatisierung sind für sie dominante Haltungen gegenüber dem Tod. Gleichzeitig liest sie aus den Anzeigen eine wachsende Tendenz zur Individualisierung und Enttabuisierung, die sie an den «selbst gestalteten Würdigungen» festmacht, wobei sie anzweifelt, ob «schwulstige» Formulierungen «Aussagen über Leben, Tod und Hoffnung angesichts des Todes treffen können» (S. 107). Als dritte Variante nennt sie die standardisierten Todesanzeigen. Die Tatsache, dass der Tod oftmals positiv gesehen und damit legitimiert werde, bewertet sie als Kompensation. Im Gegensatz dazu stünden all diejenigen Hinweise, die etwa darum bitten, nicht am Grab zu kondolieren oder keine Trauerkleidung zu tragen.

Nach Ansicht der Autorin werde der Tod mit unterschiedlicher Ausprägung in katholischen und den meist konfessionslosen neuen Bundesländern überwiegend kompensiert, gleichzeitig zeichne sich in den persönlich formulierten Würdigungen eine Tendenz ab, die Auseinandersetzung mit dem Tode zu suchen. Im Rückgang der christlich motivierten Umgangsweise mit dem Tod zeige sich schliesslich, dass die Frage nach dem Tod zu einer Frage der Gesellschaft geworden sei (S. 109).

Leider weist die Studie eine sehr mangelhafte sprachliche Qualität, einen verkorksten Satzbau und fehlerhafte Grammatik auf, was sie sehr schwer lesbar und teilweise unverständlich macht; hinzu kommen zahlreiche Fehler in Orthografie und Grammatik. Die Begrifflichkeit ist verschwommen und teilweise widersprüchlich. Historische Überblicke über zentrale Aspekte wie die Todesanzeige, das *memento mori* oder das Symbol bleiben äusserst lückenhaft, sprunghaft und widersprüchlich, so dass sich kein roter Faden in der Arbeit erkennen lässt. Die Vergleiche zwischen Ostdeutschland und Westdeutschland sind nur punktuell und nicht repräsentativ, wie überhaupt unklar bleibt, welche Kriterien im Hinblick auf die Vergleichbarkeit der Befunde angelegt wurden. Die Arbeit zeichnet sich durch eine Vielzahl willkürlicher Setzungen und Annahmen aus, sie ist konfus und vielfach widersprüchlich. Deshalb ist schwer nachvollziehbar, warum diese Diplomarbeit publiziert wurde. *Barbara Happe*

CORINA SALIS GROSS: *Der ansteckende Tod. Eine ethnologische Studie zum Sterben im Altersheim.* Frankfurt a.M.: Campus Verlag 2001. 340 S.

Die vorliegende Studie befasst sich mit dem Sterben im Altersheim und hier besonders mit den Akteuren, die den Tod im Altersheim professionell begleiten und betrachten. Ziel der Arbeit ist eine «beschreibende Erklärung der gesellschaftlichen Gestaltung des Lebensendes» (S. 16) aus der Perspektive der professionellen Betreuer unter den folgenden Gesichtspunkten: Welche Berufsgruppen sind überhaupt am Sterbeprozess im Altersheim beteiligt und welche Strategien stehen ihnen zur Bewältigung des beruflichen Alltags zur Verfügung? Wenn man davon ausgeht, dass der Tod und die Gestaltung des Lebensendes soziale Konstruktionen sind, so ist nach dem besonderen Verlauf von Sterbeprozessen und nach der Affektlage der Berufsakteure im Altersheim zu fragen.

Zur Beantwortung dieser Problemkreise hat Salis Gross ihre Arbeit in zwei Teile untergliedert, einen umfassenden theoretischen Abschnitt, in welchem sie die Problemfelder aus unterschiedlichen fachlichen Blickwinkeln beleuchtet, und einen empirischen Teil, in welchem sie die Ergebnisse ihrer teilnehmenden Beobachtung in einem Altersheim in der Schweiz darstellt und reflektiert.

Ausgangspunkt der Arbeit ist eine gründliche Diskussion und Kritik der Verdrängungsthese, deren Kernaussage darin besteht, dass die moderne Gesellschaft über keinen kollektiven Konsens bezüglich des Umgangs mit der Endlichkeit des Lebens verfügt. In der Gegenüberstellung zweier Todesbilder, nämlich der «Natürlichkeit» und «Schrecklichkeit» des Lebensendes, ordnet sie den Tod im Altersheim dem gesellschaftlichen Ideal des natürlichen Todes zu, denn dieses Ideal postuliert ein allmähliches Erlöschen der Lebenskräfte nach einem langen Leben. «Der «natürliche» Tod ist durch einen Sterbeprozess eingeleitet, bei welchem im kulturellen Selbstverständnis Gewaltausübung keine Rolle spielt, sondern Zeichen dafür ist, dass die «innere Natur» ihren biologischen Tribut fordert» (S. 53). Dabei impliziert das säkulare Bild vom natürlichen Tod ein Fehlen ausserweltlicher Mächte beim Eintritt und der Art des Todes.

Die Institution des Altersheims, die in der Schweiz eine ungeheure Bedeutung gewinnt, entlastet die Gesellschaft, indem sie die Arbeit mit den Sterbenden übernimmt und diese gleichzeitig marginalisiert. Dabei hat sich der Prozess des Sterbens aufgrund der höheren Lebenserwartung und der medizinischen Versorgung verlängert, weshalb man vom Sterben als «zögernder Bahn» und von einer vierten Lebensspanne spricht. Diese Marginalisierung und Separierung der vierten Lebensspanne entspricht dem, was Luhmann in seiner Systemtheorie als funktionale Differenzierung bezeichnet hat, d. h., dass die Gesellschaft aus polyzentrischen Gebilden besteht, die als eigene Teilsysteme ohne integrative Kraft funktionieren.

Der Tod als soziale und kulturelle Grösse bedarf ritueller Darstellungen, um die Stabilität und Kontinuität der Gesellschaft zu sichern. Dabei müssen sich die Lebenden von den Sterbenden abgrenzen, um ihre eigene Vitalität zu bekräftigen. Im Altersheim muss die spezifische Situation bewältigt werden, dass eine grundsätzliche Opposition zwischen Leben und Gesundheit bzw. Krankheit, Sterben und Ohnmacht besteht. Während die Berufsakteure fortwährend für Kontinuität und Ordnung zu sorgen haben, gefährden die Insassen durch ihre permanente Nähe zum Tod diese Ordnung und bilden den liminalen Pol (S. 99). Diese Omnipräsenz des Todes bedarf eines ständigen Gegensteuerns, einer kontinuierlichen Abwehr des Todes, die ihren Ausdruck in ritualisierten Interaktionsformen findet.

Die Studie von Salis Gross ist Teil eines systematisch komparativen Vorgehens zwischen den vier Forschungsfeldern Spital, Altersheim, Bestattungsunternehmen und Friedhof, die – ausser dem Altersheim – hier allerdings nicht in den Erkenntnisprozess einbezogen werden. Die Altersheimen unterliegen derzeit einem raschen Wandel, da die Vielfalt der Angebote sich fortwährend den veränderten Bedürfnissen der Alternden anpasst. Die dominante Entwicklungstendenz ist, dass es ein breites Spektrum an betreuten Wohnmöglichkeiten und ein ausgedehntes Netz von Selbsthilfegruppen sowie Gemeinwesenarbeit gibt, um die begrenzten Ressourcen der Heime zu mildern.

Während früher eher finanzielle Gründe für den Eintritt in ein Altersheim ausschlaggebend waren, sind es heute vorwiegend soziale und medizinische – der Verlust der sozialen Beziehungen, von dem heute alle sozialen Schichten gleichermassen betroffen sind. Das von der Autorin untersuchte «Rosenheim» (Deckname) fungiert auch als Alterszentrum mit zahlreichen Aktivitätsangeboten und ist damit innovativ. Das vorwiegend weibliche Pflegepersonal ist häufig beruflich nicht qualifiziert, da Diplomierte nur schwer zu finden sind, und zeichnet sich durch eine hohe personelle Fluktuation aus. Der Eintritt ins Altersheim bedeutet den Beginn des sozialen Todes, der sich nun aufgrund des unterschiedlichen Gesundheitszustandes der jeweiligen Person in einer schrittweisen sozialen Segregation vollzieht. In einem permanenten Definitionsprozess erfolgen informelle Zuweisungen und Zuschreibungen über den Status der einzelnen Bewohner: Sind sie noch rüstig oder stehen sie bereits auf der Liste der «Todeskandidaten»?

Bei der Beschreibung einzelner Sterbeverläufe kristallisiert sich als wesentlicher Konflikt eine *double-bind*-Situation heraus, die dadurch bestimmt ist, dass einerseits pflegerische, lebenserhaltende Massnahmen ergriffen werden und andererseits ein passives «Geschehenlassen» einsetzt, welches das Sterben akzeptieren muss und nicht abwenden kann. Letztlich bleibt der Umgang mit der Liminalität im Altersheim bei aller Routine für das Pflegepersonal verunsichernd, da es fast nie sicher sein kann, richtig gehandelt zu haben. Als weiteres Dilemma nennt Salis Gross die widersprüchlichen Anforderungen von routinierter Distanz und Empathie, insbesondere dann, wenn dem unqualifizierten Pflegepersonal keine professionellen Reflexe zur Verarbeitung ihrer Arbeit zur Verfügung stehen. Schliesslich erweist sich die dauerhafte Trennungsarbeit als höchst widersprüchlich und belastend, da immer wieder Grenzziehungen zwischen Leben und Tod vorgenommen werden müssen, «um die Arbeit an der Schnittstelle zwischen Leben und Tod überhaupt leisten zu können» (S. 303). Abschliessend bemüht Salis Gross das Bild vom «ansteckenden Tod» als Neubelebung vormoderner Ängste, welche als eine Reaktion auf die permanente Bedrohung durch den Tod und die labilen sozialen Grenzen im Umgang mit den Sterbenden zu deuten sind. Die Vorstellung des «ansteckenden Todes» ist im Altersheim latent vorhanden; sie kann sich sowohl in Scham und Schuldgefühlen als auch in Aggression als unbewussten Mechanismen gegen die dauerhafte Konfrontation mit dem Tod äussern und stellt eine unbewusste Abwehr gegen die Arbeitssituation in der Sterbeorganisation dar.

Die Arbeit von Corina Salis Gross analysiert in beeindruckender Qualität die komplexe Arbeit im Altersheim mit ihren widersprüchlichen emotionalen Ansprüchen und reflektiert sie kritisch auf dem Hintergrund unterschiedlicher Theorieansätze. Dabei wird deutlich, dass die Altersheime die wichtigsten Sterbeorte in der Schweiz geworden sind und dass damit eine Institutionalisierung bei gleichzeitiger Ausgliederung des Sterbens stattfindet. Diese Studie dürfte zumindest für diejenigen Berufsakteure, welche das «vierte Lebensalter» und die Sterbearbeit konzeptionell gestalten, zur wichtigen Grundlage werden.

Barbara Happe

GUNTHER HIRSCHFELDER: Europäische Esskultur. Eine Geschichte der Ernährung von der Steinzeit bis heute. Frankfurt a. M.: Campus 2001. 327 S., Ill.

In zwölf Kapiteln führt Gunther Hirschfelder den Leser von der Steinzeit durch die antiken Hochkulturen, durch das Mittelalter und die frühe Neuzeit bis in das Jahr 2001. Dabei hält sich der Autor zwischen den Kapiteln an eine chronologische Gliederung, die er lediglich im Spätmittelalter verlässt, um die ländliche und die städtische Küche in zwei getrennten Kapiteln zu behandeln. Dem Buch sind Endnoten und ein ausführliches Literaturverzeichnis beigegeben.

Neben dem Interesse für Nahrungsmittel und ihre Zubereitung widmet sich das Buch auch der Breite der «Verzehrsituationen» (S. 19), in denen der Mensch Nahrung zu sich nimmt. Freilich bezieht Hirschfelder dabei das Trinken in die Betrachtung mit ein. Die Nahrung ist ihm ein «soziales Totalphänomen» (S. 17), das sich deshalb besonders gut zu einer diachronen Betrachtung des menschlichen Alltags eignet. Der Autor schlägt einen sehr grossen Bogen von der Ernährung der Hominiden, die ihre Nahrung vorwiegend dort zu sich nahmen, wo sie diese vorfanden (S. 23), zu den heutigen Grossstädtern, welche unterwegs einen Schokoriegel verzehren oder einen anderen Imbiss konsumieren. Dabei durchbricht er den im Titel abgesteckten geografischen Rahmen in den ersten Kapiteln, während er sich ab dem späten Mittelalter immer mehr auf den deutschsprachigen Raum beschränkt. Diesen verlässt er fortan nur noch in Ausblicken und einzelnen vergleichenden Betrachtungen.

Gunter Hirschfelder situiert sein Überblickswerk über die Geschichte der Esskultur zwischen der Volkskunde und der Kulturgeschichte (S. 14), ohne die beiden Fächer klar abgrenzen zu wollen. Der weite historische Bogen, dem das Buch im Aufbau folgt, lässt an einen gerichteten Entwicklungsprozess denken. Dennoch erwähnt der Autor Norbert Elias nur kurz (S. 143) und grenzt sich mit kritischen Überlegungen von Vereinfachungen der zu beobachtenden Entwicklung ab. So beobachtet er heute eine hoch entwickelte Nahrungsaufnahme und zeitgleich den Zerfall der bürgerlichen Esskultur.

Dem Autor ist weniger an einem systematischen Überblick gelegen als vielmehr an Hinweisen auf die wesentlichen Charakteristika der Esskultur einer bestimmten Epoche und der sich dahinter verborgenden Zusammenhänge. Dabei kommt er immer wieder auf Aspekte wie gemeinsame Mahlzeiten, Fleischverbrauch und Alkoholkonsum zurück.

Das flüssig geschriebene Buch überzeugt über weite Strecken durch umsichtige Quelleninterpretationen. Im Kapitel zum frühen Mittelalter verengt sich der Blick des Autors noch stärker, als es diese durchaus quellenarme Zeit bedingen würde, so dass ein sehr pauschales Bild der Jahrhunderte nach dem Fall Roms entsteht. Diese Betrachtungsweise entspricht nicht mehr dem Stand der Geschichtsforschung.

schung. In den beiden Kapiteln zum späten Mittelalter geht der Autor leider nicht auf die zahlreichen deutschsprachigen Kochbücher aus dieser Zeit ein. Diese geringen Vorbehalte sollen aber nicht davon ablenken, dass Gunter Hirschfelder mit diesem Buch eine anregende Einführung in die Entwicklung der Esskultur vorgelegt hat.

Christian Folini

EMIL BRUNNER: Tausend Blicke. Kinderporträts von Emil Brunner aus dem Bündner Oberland. Mit Erinnerungen der Porträtierten und Texten von Erika Hösli, Paul Hugger und Peter Pfrunder. Hg. von der Schweizerischen Stiftung für die Photographie. Zürich: Limmat Verlag 2002. 236 S., Ill.

Es gibt Bildbände, die schlägt man auf und schon hat man sich in sie verliebt. «Tausend Blicke» ist so ein Buch. Es erzählt die Geschichte von einem Fotografen, der während des Zweiten Weltkrieges in die schweizerische Gebirgswelt gezogen ist, um dort Kinder mit seiner Kamera aufzunehmen. 1778 Mal schaute Emil Brunner (1908–1995) in den Sucher, fixierte die Linse auf die Gesichter und drückte sodann den Auslöser. Warum zieht einer, der zuvor als renommierter Fotojournalist für bekannte Illustrierten die Welt bereist hat, in die Abgeschiedenheit der Berge? Wieso knipst er dort ausgerechnet Kindergesichter, und warum dauerte es so lange, bis dieser fotografische Schatz der Öffentlichkeit präsentiert werden konnte?

Die Kinderbilder von Emil Brunner sind Teil eines riesigen Œuvres, das nach dem Tode des Fotografen in Braunwald beinahe auf den Müll gewandert wäre. Dank des Engagements von Paul Hugger und seiner Überzeugungsarbeit beim Bundesamt für Kultur konnte schliesslich die Schweizerische Stiftung für die Photographie (seit 2003 Fotostiftung Schweiz) den Nachlass des Fotografen übernehmen, mit dabei allein 25000 Abzügen im Format 18 × 24 cm. Hugger zeichnet in seinem Essay den Lebensweg des Fotografen nach, dessen Faible bereits früh von einem Schullichtbildner geweckt worden war. Das Werk Brunners ist so vielschichtig wie seine Biografie. Nach einer Lehre als Konstruktionszeichner arbeitete er mit dem Werksfotografen Emil Wiederkehr, um dann für die «Schweizer Illustrierte Zeitung» die ehemaligen Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges zu dokumentieren. In den dreissiger Jahren eröffnete Brunner ein Fotogeschäft in Baden und reiste mit seiner Kamera durch die Welt: nach Island und Amerika, an die Arktis und nach Afrika. In den frühen 1940er Jahren schliesslich durfte Emil Brunner die Schweiz kriegsbedingt nicht verlassen. Brunner war ein leidenschaftlicher Bergsteiger und Einzelgänger. Er wählte für sich eine Art innere Emigration und fotografierte auf seinen ausgedehnten Touren die Berge Graubündens und, wenn er beim Abstieg durch die Dörfer kam, immer wieder Kinder – mit geradezu obsessivem Eifer.

Um mehr über die anonymen Menschen herauszufinden, hat Erika Hösli einige der Porträtierten besucht und sie über Krieg, Wohnen, Arbeit, Essen und Kleidung, über Krankheit, Tod und Träume oder über Schule und Feste befragt. Hösli legte den ehemaligen Kindern auch die Fotografien Brunners vor. Das Ergebnis war verblüffend. Die meisten konnten sich nicht daran erinnern, je fotografiert worden zu sein. Dafür erzählten die Interviewpartner um so mehr über die Kriegszeit und über ihren Alltag. Die im Buch zitierten und als Textbausteine zwischen die Fotoblocks gesetzten Erinnerungen sind substitutiv zu lesen. Als narrative Dokumente, die sich wiederum, wie Peter Pfrunder schreibt, «zum kollektiven Gedächtnis einer ganzen Generation» zusammensetzen lassen: «Die Anonymität der Sprechenden entspricht dabei der Namenlosigkeit der Abgebildeten» (S. 10).

Der Alltag der Bergkinder in den vierziger Jahren kannte keine Heidi-Idylle. Die Kleinen mussten auf den Hochalpen mit Hand anlegen, Vieh hüten, melken, misten, heuen, in der Käseproduktion und im Haushalt helfen. Die meisten Väter waren vom Militär zur Landesverteidigung eingezogen. Die Lebensmittel waren rationiert, auch die Produktion an Milch und Fleisch musste zu einem Grossteil abgegeben werden. Wenn wir die Konterfeis betrachten, sehen wir Lächeln, Ernst, Neugierde, aber auch Stolz, Skepsis, Ängstlichkeit und manche kokette Geste. Es sind junge Gesichter, auf die aber das harte Leben in den Bergen bereits seine Schatten geworfen hat. Da ist ein Mädchen (S. 78) mit streng gescheitelter Zopffrisur und makellosem Knopfkleid – tiefe Falten umschneiden Mund und Augen: das Antlitz einer zehnjährigen Greisin. Für viele der meist kinderreichen Familien war das Leben in den Schweizer Bergen ein Kampf ums nackte Überleben; Mangel, Armut und Krankheit waren allgegenwärtig. Dazu kamen die harte Witterung und Naturkatastrophen. Neue Sachen zum Anziehen gab es für die Sprösslinge nicht. Die Mutter strickte oder nähte die Kinderkleider selbst. Auch weggeworfen wurde nichts. Der kahlrasierte, lachende Junge (S. 143) trägt einen viel zu engen Pulli, der ihm eine puppenhafte Statur verleiht. Der rechte Ärmel ist an der Schulter mit ungelinkten Stichen geflickt. Die grobe Naht korrespondiert mit einer tiefen Narbe auf der Stirn: vernutzte Dinge im Zeichen einer Kindheit, die keine im heutigen Sinne war.

Emil Brunner inszenierte seine Bilder sorgsam. Bisweilen ist der Hintergrund in einigen Aufnahmen identisch: ländliche Architekturen, Landschaften, Dorfstrassen. Die Kinder sind stets frontal von vorne und aus kurzer Distanz, gestochen scharf aufgenommen. Erkennbar ist eine serielle Arbeitsweise von hoher ästhetischer Qualität. Da der Fotograf keine Aufzeichnungen über die abgelichteten Kinder anfertigte, kann der ethnografische Aussagewert der Fotografien schwer gefasst werden. Dementsprechend, so Pfrunder, «lassen sich weder soziale noch politische, weder wissenschaftliche noch journalistische Zielsetzungen ausmachen» (S. 8). Dennoch überzeugen die Aufnahmen besonders durch ihre Stringenz; der sozial-dokumentarische Charakter ist unverkennbar und erinnert an die Fotografien von Walker Evans und Dorothea Lange, die etwa zur selben Zeit in den USA für die Farm Security Administration unterwegs waren. Brunners Bilder geben einen schlaglichtartigen Eindruck vom kargen Leben in den Bergen, aber auch Aufschluss über bereits früh ausgeprägte geschlechtsspezifische Unterschiede der Posen und Gesten: Die Jungen stecken ihre Hände leger in die Hosentasche, die Mädchen falten oder legen sie über ihre Schürzen.

Emil Brunners Bilder sind Meilensteine der Kinderfotografie des 20. Jahrhunderts. Der liebevoll edierte und hervorragend gedruckte Foto-Band dokumentiert Brunners Kinderbilder aber nicht nur, sondern begibt sich auf dessen Spuren, konfrontiert die vor sechzig Jahren porträtierten und heute erwachsenen Menschen mit den Bildern ihrer Kindheit. Damit ist den Autoren ein feinfühliges Zusammenspiel von Erzählung und Bild gelungen: Eine *visual history*, die den verschütteten Kontext aufzudecken sucht und dabei grossartige Fotodokumente mit biografischem Erinnern und kollektivem Gedächtnis in Einklang bringt

Ulrich Hägele

THOMAS HAUSCHILD/BERND JÜRGEN WARNEKEN (Hg.): *Inspecting Germany. Internationale Deutschland-Ethnografie der Gegenwart*. Münster: LIT 2002. 566 S. (Forum Europäische Ethnologie, 1).

Der voluminöse Band fasst die Erträge einer im September 1999 in Tübingen ausgerichteten Tagung zur «kultur- und sozialanthropologischen Deutschlandforschung» zusammen, die schon während ihres Verlaufs auf grosses Interesse der schreibenden Medien stiess. Dies verwundert nicht, wenn wir uns dessen vergewissern: «Kein anderes Volk kümmert sich mit solcher Besessenheit um die Frage, was man im Ausland von ihm denkt» (Roberto Guardini, 1994); gefunden in dem Vorwort der beiden Herausgeber, in dem es um «fremde» Ethnografen in Deutschland, um Germanenideologie und Tacitusrezeption und schliesslich um die heutige Ethnografie der Deutschen geht.

Auch das Buch hat in der Tagespresse Furore gemacht – wohl auch wegen seines Umschlagbildes. Dort sehen wir die Imaginierung einer Interview-Situation besonderer Art, die «unter Verwendung eines Artikels von «Bild am Sonntag» vom 2.2.2000» inszeniert wurde: ein südlich-fremdländisch gekleideter Interviewer mit Schreibblock und Stift (!) ist zusammenmontiert mit einem bayerisch-deutsch wirkenden älteren Mann, der einen Filzhut mit Vogelfeder, eine Lederjacke sowie Jeans trägt und einen Schäferhund an der Leine führt. Alle drei Darsteller – Interviewer, Interviewter und Hund – schauen jeweils in eine andere Richtung. Parodie, Karikatur oder Phobie?

Das Titelbild gehört zu dem Vortrag von *Flavien T. Ndonko* (Kamerun), der die Hunde der Deutschen als Indikatoren zum Verständnis deutscher Menschen teilnehmend beobachtet hat. Der Vortrag konnte trotz oder wegen seiner Einfachheit grosse Aufmerksamkeit erregen, ebenso wie die originelle Abhandlung von *Damsar* (Indonesien) über Flohmärkte in Deutschland, der unsere Unfähigkeit, unbefangen zu handeln, darstellt. Die beiden Artikel wurden einer Gruppe von Aufsätzen zum Thema «Deutsche Muster» zugeordnet (S. 53–172). Dort finden sich ausserdem: *Lisa M. Hoecklins* (USA und London) Abhandlung über die Mutterschaft in Deutschland, *Masako Sugitanis* (Japan) Feldforschung zu japanisch-deutscher Interaktion am Arbeitsplatz, *Peter Tokofskys* (USA) Bericht über seine Forschungsergebnisse betreffend Fasnet in Elzach und *Patricia Lysaghts* (Irland) «Einblicke in die sich ändernden Einstellungen zum Tod».

«Neues Deutschland?» (S. 173–320) behandelt den Nationalsozialismus und seine Folgen für die Gegenwart, sozusagen die *political correctness* der Deutschen. Hier finden sich Texte von *John Borneman* (USA) über «Deutschsein», *Diane Lakein* (Schweden und USA) über die deutsche antirassistische Szene, *Soeren Germer* (Dänemark) schildert einen Konflikt in einem deutschen Genetiklabor. *Uli Linke* (USA) interpretiert sprachliche Metaphern des deutschen Nationalismus, während *Andrew Bergerson* (USA), *Balázs Balogh* (Ungarn) und *Bohuslav Benes* (Tschechische Republik) Oral-History-Projekte über die Zeit des Nationalsozialismus vorstellen.

Unter «Neue[n] Deutsche[n]» (S. 321–339) sind Migranten in Deutschland zu verstehen. Die meisten Artikel handeln vom Umgang der Deutschen mit den Türken: *Ayşe S. Çaglar* (Istanbul, Berlin, Florenz)

beschäftigt sich mit ethnologischen Gutachten für Gerichtsverhandlungen gegen Türken, *Levent Soy-sal* (USA, Berlin) mit türkischer Migration nach Berlin, *Ruth Mandel* (USA, London) beschreibt den «Platz der Türken in Deutschland» als «ethnische Zwangsjacke», *Asker Kartari* (Ankara, München) beschreibt hingegen die türkische «Ethnische Identität und ihre Auflösung am Arbeitsplatz». Weitere Texte befassen sich mit vietnamesischen Migranten (*Pipo Bui*, USA, Vietnam, Berlin), mit lateinamerikanischen Frauen (*Sandra Gruner-Domic*, Bolivien, Berlin) oder mit russischsprachigen Zuwanderern in Deutschland (*Tsypylma Darieva*, Russische Föderation, Berlin). *Erol Yildiz* (Türkei, Köln) gibt einen Überblick über «gelebte Multikulturalität unter Jugendlichen in Köln».

Ethnografische Untersuchungen zur Situation der Bewohner der ehemaligen DDR fasst das Kapitel «Neue Länder» zusammen (S. 463–539): *Valentine Meunier* (Frankreich) schreibt über die ehemalige innerdeutsche Grenze, *Daphne Berdahl* (USA, Tübingen) über Ostalgie. *Patricia R. Gibson Heck* (USA) berichtet, wie ostdeutsche Kommunalpolitik auf die Vereinigung reagiert, *Felicia R. McMahon* (USA) über Fasching in Sachsen und *Edward Larkey* (USA) über «(Ost-)Deutsche populäre Musik».

Das Buch schliesst mit einer – in diesem Falle unbedingt erforderlichen – Aufreihung von Kurzbiografien der AutorInnen sowie einer Auswahlbibliografie zur internationalen Deutschland-Ethnografie.

Eine eingehende Würdigung der Texte ist im Umfang einer Rezension nicht möglich. Jedoch soll abschliessend vermerkt werden: Erstaunlich ist die durchgehend hohe Qualität der Aufsätze, sowohl stilistisch als auch thematisch. In dem Buch steckt eine grosse Editionsleistung der beiden Herausgeber und Verfasser des profunden Vorworts, die als Professoren an der Tübinger Universität arbeiten, *Thomas Hauschild* als Ethnologe, *Bernd Jürgen Warneken* als Empirischer Kulturwissenschaftler.

Zu tadeln ist jedoch die schludrige technische Editionsleistung des LIT-Verlages. In meinem Exemplar wechselte die Stärke der Druckfarbe zuweilen hin in eine fast unleserliche Dünne, was vielleicht Zufall war. Auf alle Fälle ärgerlich ist die Verwendung eines Silbentrennungsprogramms, welches mit den getrennten Wörtern Roulette zu spielen scheint.

Rainer Alsheimer

FREDDY RAPHAËL (Hg.): «... das Flüstern eines leisen Wehens ...». Beiträge zu Kultur und Lebenswelt europäischer Juden. Festschrift für Utz Jeggle. Konstanz: UVk Verlagsgesellschaft 2001. 582 S.

Mittelpunkt der Forschungsarbeit des empirischen Kulturwissenschaftlers Jeggle sind «das jüdische Leben auf dem Lande» und die «Fragen der Erinnerung und des kulturellen Gedächtnisses». Sinnigerweise konzentrieren sich die vom Strassburger Soziologen und Spezialisten des Elsässer Judentums Freddy Raphaël zusammengestellten 28 Beiträge in der Festschrift zum 60. Geburtstag Jeggles auf diese Themenkreise. Die Gruppierung in «Jüdische Geschichte und Kultur», «Ausgrenzung und Stigmatisierung» und «Gedächtnis und Erinnerung» widerspiegelt gut Entfaltung und Bedrohung jüdischer Existenz in einer mehrheitlich nichtjüdischen Umwelt.

Trotz der thematischen Vielfalt der einzelnen Beiträge und der zeitlichen Spanne von der frühen Neuzeit bis ins 21. Jahrhundert ergeben alle zusammen auch einen adäquaten Gesamteindruck, ein lesenswertes Stimmungsbild zur Lebenswelt europäischer Juden und des Umgangs mit Erinnerung und Bewahrung.

Ralph Weingarten

THORSTEN ALTENA: «Ein Häuflein Christen mitten in der Heidenwelt des dunklen Erdteils». Zum Selbst- und Fremdverständnis protestantischer Missionare im kolonialen Afrika 1884–1918. Münster: Waxmann 2003. 531 S., Ill. + CD-Rom. (Internationale Hochschulschriften, 395).

Historische Missionsforschung gewinnt in der neueren historischen Forschung zurzeit an Bedeutung. Sie gilt als exemplarischer Ort für Transkulturationsforschungen¹ und zeichnet sich durch eine sehr gute Quellenlage aus. Der Historiker und Horst-Gründer-Schüler Thorsten Altena verwendete für die zu besprechende Münsteraner Dissertation Quellen von sieben deutschsprachigen protestantischen Missionsgesellschaften, die Afrika als Missionsfeld gefunden hatten, und wertete sie personen-

¹ Vgl. Adam Jones (Hg.): *Transculturation: Mission and Modernity in Africa*. University of Leipzig Papers on Africa. Mission Archives No. 22, Leipzig 2003. Die Volkswagenstiftung fördert 2002–2005 in Bremen das Projekt «Transkulturationen. Eine Mikrogeschichte der Norddeutschen Mission».

bezogen aus: die Rheinische Missionsgesellschaft, die Basler Missionsgesellschaft, die Norddeutsche Missionsgesellschaft, die Berliner Missionsgesellschaft, die Bethel Mission, die Herrnhuter Brüderunität und die Leipziger Missionsgesellschaft. Als Zeitraum der Untersuchung wurde die Epoche des deutschen Kolonialismus gewählt (1884–1914), und neben Berichten, Vorträgen und Veröffentlichungen der verschiedenen Missionsgesellschaften wurden die Texte der Bewerbungsschreiben an die jeweilige Missionsleitung als Quellen herangezogen.

Das Buch gliedert sich in vier Hauptteile: 1. «Kolonialstaat und protestantische Mission – eine historische Skizze», in dem eine geschichtliche Bestandsaufnahme der Mission zu Beginn der deutschen Kolonialherrschaft in Afrika vorgenommen wird; 2. «Das Vertraute in der Fremde», in dem allgemeine geistige und persönliche Hintergründe der Missionare rekonstruiert werden; 3. «Das Vertraute für die Fremde: Der persönliche Hintergrund der Missionare als Grundlage für den Export überkommener Strukturen nach Afrika», in dem der Autor eine geografische, soziale und religiöse Verortung der Missionare vornimmt; 4. «Das Vertraute und das Fremde: Komparative Fallbeispiele missionarischen Handelns und indigene Reaktionen in strukturell vergleichbaren Rahmenbedingungen», in dem bestimmte Aspekte der Tätigkeit von sieben Missionsgesellschaften in Afrika dargestellt werden. Nach einem Quellen- und Literaturverzeichnis folgt ein Anhang mit Dokumenten, Statistiken und Abbildungen und als Beilage finden wir rund 800 biografische Skizzen von ordinierten und nichtordinierten Missionaren (einschliesslich zahlreicher afrikanischer Mitarbeiter und den in Deutschland und der Schweiz tätigen Missionsangehörigen und Unterstützern der jeweiligen Missionsgesellschaften), die neben Zeitleisten, Karten und einigen Fotografien auf einer 614 Seiten starken PDF-Datei als CD-Rom-Beilage aufgeführt sind.

Ganz dem Trend der neueren Forschungen folgend, legt der Autor in der Einleitung Wert auf die Feststellung, die transkulturellen Konstellationen zwischen der indigenen Bevölkerung und den Missionaren in Afrika darstellen zu wollen. Leider wurde diese Vorgabe nicht realisiert. Dies liegt an verschiedenen Gründen: Die Fragestellungen der Dissertation zielen nicht auf die Menschen als Akteure und deren Umgang miteinander, sondern auf strukturelle Phänomene wie Afrika-Stereotypik, Kulturverständnis der Mission, Rassismus versus Paternalismus, missionarischer Volksbegriff usw.

Durch die Beschränkung der biografischen Untersuchungen auf rund 400 ordinierte Missionare fallen weitere Kulturvermittler, nämlich Handwerker-Brüder, Diakonissen, Lehrerinnen und Ehefrauen aus dem Fokus. Dies wird spätestens dann zu einem Problem, wenn es z. B. um die Arbeitserziehung und deren Durchsetzung geht. Die afrikanischen Gehilfen und Lehrer kommen ebenfalls kaum zu Wort, Frauen tauchen überhaupt nicht auf. Aufgrund dieser Einschränkungen bleibt die Arbeit einer durchgehenden eurozentrischen Interpretation verhaftet; sie ist sozusagen nicht auf afrikanischem Boden angesiedelt, was sich auch an den folgenden von Altena behandelten Themenstellungen zeigt.

Die Beschreibung der Missionsstation als Vorbildsiedlung für die indigene Bevölkerung mit ihren geregelten Abläufen, Ordnungen und Erziehungsmethoden überzeugt nur zum Teil, denn die praktische Anwendung und Konsequenzen von Kirchengründung und/oder Stationsplatzordnungen bleiben unbesprochen. Erst durch die spätere Erläuterung der «Selbstbeschränkung auf dörfliche Strukturen», als Folge der eigenen Sozialisation der Missionare, wird die Seite des missionarisch-gedanklichen Hintergrundes treffend beleuchtet.

Die Darstellung des sich verändernden sozialen Status der Afrikamissionare bezieht die Zeit vor, während und nach ihrem Aufenthalt mit ein und beschreibt die erheblichen Differenzen zwischen den Lebensbedingungen in Afrika und Deutschland. Der persönliche Hintergrund der Missionare wird zunächst anhand der geografischen und sozialen Verortung der Missionare untersucht, um dann auf ihre religiöse Sozialisation eingehender zu sprechen zu kommen. Hier steht die Darstellung der Erweckungsbewegung am Beginn, wobei Altena im wesentlichen Martin Scharfe mittlerweile klassische Darstellung über die «Religion des Volkes»¹ anhand der Missionarsbiografien verwendet.

Um die unterschiedlichen Beweggründe der Missionare beschreiben zu können, unterscheidet Altena zwischen «intraindividuellen-religiösen Motivationen», wozu er auch den exotischen Reiz des Missionsberufes zählt, und «intraindividuellen-profanen Motivationen». Hier wird der besondere Status der Missionare als Abgesandte Gottes, der in enger Beziehung mit der realen Todeserwartung stand, sowie die soziale Absicherung der Missionare und ihrer Familien durch die Missionsgesellschaften behandelt.

¹ Martin Scharfe: Die Religion des Volkes. Kleine Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus. Gütersloh 1980.

Anhand von Fallbeispielen wird die Tätigkeit der verschiedenen Missionsgesellschaften unter vergleichbaren Rahmenbedingungen besprochen. Herausgearbeitet werden hier die unterschiedlichen Intentionen der Akteure: die lokalen Herrscher, wie der Mangi Shangali im Kilimandscharogebiet oder der Mfon Njoya in Fumban, auf der einen Seite. Es wird beschrieben, wie sie die Mission in der kolonialen Situation benutzten, um Machtpositionen auszuweiten und zu stärken. Die Missionare, auf der anderen Seite, gerieten in der Hoffnung auf die Bekehrung des Herrschers in Abhängigkeitsverhältnisse. Weiter wird dem Leser ein differenziertes Bild der Beziehung von Mission und Kolonialregierung vorgeführt. Das Material, das Altena dafür heranzieht, setzt sich, zum Beispiel bei der Untersuchung der Rheinischen Missionsgesellschaft, fast ausschliesslich aus veröffentlichten Berichten der Missionare und der Missionsleitung zusammen, die der Autor ohne kritische Bewertung verwendet, um die Interaktion von Missionaren, Kolonialregierung und indigener Bevölkerung darzustellen. Dass veröffentlichte Berichte immer mit einer gewissen Vorsicht behandelt und im Hinblick auf den Adressaten bewertet werden müssen, hören wir zwar zu Beginn der Untersuchung, doch findet diese Vorgehensweise in den Fallbeispielen praktisch keine Anwendung.

Auf der beiliegenden CD-Rom finden wir die Kurzviten von 800 Missionsangehörigen, wobei hier die unordinierten Mitarbeiter, die Frauen und die Afrikaner Aufnahme finden, sich aber leider in der eigentlichen Arbeit nicht wiederfinden lassen.

Gelungen ist die Arbeit meines Erachtens da, wo die historischen, sozialen wie religiösen Voraussetzungen in Deutschland geschildert werden, die prägend für die nach Afrika gesandten Missionare waren. Die Arbeit, deren Umfang – einschliesslich ihres digitalisierten Anhangs – auf einen immensen Arbeitseinsatz hinweist, verschleudert aber mögliche Erkenntnisse in Bezug auf kulturelles Zusammenleben von Afrikanern und Europäern in den Diasporen der Afrika-Mission. Denn sie verzichtet auf Quellenanalysen, die über die Verifikation der thesenhaft formulierten strukturellen Vorgaben hinausgehen. Sie schreibt trotz der grossen Anzahl von vorgelegten Biografien eigentlich am Leben vorbei.

Sonja Sawitzki

JASCHA NEMTSOV/ERNST KUHN (Hg.): Jüdische Musik in Sowjetrussland. Die «Jüdische Nationale Schule» der zwanziger Jahre. Berlin: Ernst Kuhn 2002. 383 S. (Studia slavica musicologica, 15). Gleichzeitig erschienen als CD-ROM (PC-Format Word auf Windows).

Im Winter 1900 fand in St. Petersburg ein Konzert mit jüdischen Volksliedern statt. Es war die erste Veranstaltung mit jüdischer Volksmusik in Russland überhaupt, und sie wurde initiiert von Joel (Juli) Engel, einem bedeutenden russisch-jüdischen Musikkritiker, der sich seit den 1890er Jahren auch als Sammler von Volksmusik wie als Bearbeiter von traditionellen Melodien betätigte. Damit setzte Engel eine musikalische Nationalbewegung in Gang, die sich bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts auf vielfältige Weise artikulierte. Dieser Bewegung ging es einerseits um die Besinnung auf ein musikalisches Erbe und dessen Bewahrung in Zeiten von zunehmendem Antisemitismus und anhaltender sozial- und bildungspolitischer Diskriminierung der Juden. Andererseits sollte im Zuge einer allgemeinen jüdischen Kulturbewegung im vorrevolutionären Russland eine «normative» Sprache artifizieller jüdischer Musik russisch-europäischer Tradition» (Zemtsovsky), also eine neue jüdische Nationalmusik, geschaffen werden. Für dieses Anliegen hatten die jungen jüdischen Komponisten in St. Petersburg einen wichtigen Mentor in Nikolai Rimsky-Korsakow, einem der Gründerväter der russischen Nationalmusik im «Mächtigen Häuflein». Der Überlieferung nach soll Rimsky einen seiner Schüler mit folgenden Worten ermuntert haben: «Ich freue mich zu sehen, dass Sie in jüdischem Geiste komponieren. Es ist schon merkwürdig, dass sich von den Juden unter meinen Schülern kaum jemand mit der eigenen Musik beschäftigt. Dabei gibt es sie, die jüdische Musik! Sie ist überaus bemerkenswert und wartet nur darauf, dass sich ein eigener «Glinka» ihrer annimmt» (Zitat S. 63).

Im Jahr 1908 kam es zur Gründung einer «Gesellschaft für jüdische Volksmusik» in St. Petersburg, allerdings wohl nur dank dem Umstand, dass der zuständige Regierungsbeamte, der die Existenz einer «jüdischen Musik» im umfassenden Sinn rundweg bestritt, sich schliesslich erinnerte, in Odessa einmal eine jüdische Hochzeitsmelodie gehört zu haben. Die ersten Jahre dieser Gesellschaft scheinen sehr erfolgreich gewesen zu sein: Bald bildeten sich Zweigstellen in Moskau, Charkow und Kiew, und nach fünf Jahren war die Zahl der Mitglieder auf fast neunhundert Personen angewachsen. Die Tätigkeiten der Gesellschaft umfassten zunächst die Sammlung und Aufzeichnung jüdischer Musikfolklore auf Forschungsreisen in die jüdischen Ansiedlungsgebiete Russlands (u.a. Kaukasus, Wolhynien, Witebsk). Die Ergebnisse dieser Forschungen wurden in Berichten präsentiert, welche die künstlerische Verarbeitung von volksmusikalischem Material thematisierten; aber auch Vorträge über jüdische Komponisten von

Felix Mendelssohn bis Ernest Bloch gehörten dazu. Schliesslich organisierte die Gesellschaft in den rund zehn Jahren ihres Bestehens zahlreiche Konzerte, die eine klingende Vorstellung von der Vielfalt jüdischer Volksmusik und von neuer jüdischer Musik vermitteln sollten, und sie führte einen eigenen Verlag, in dem Liedausgaben und Volksmusikbearbeitungen veröffentlicht wurden.

Einer der grundlegenden Diskussionspunkte dieser «jüdischen Renaissance» war die musikethnologisch wie methodisch relevante Frage, ob es überhaupt unvermishtes authentisches Traditionsgut gibt. Dahinter steckt die zentrale Frage nach der Existenz einer spezifisch «jüdischen Musik» – sie spielte damals auch in der jüdischen Kulturdebatte in Westeuropa eine Rolle. Joel Engel als Exponent der Folkloristen vertrat den Standpunkt, dass es niemals unvermischte Überlieferung gebe, dass es vielmehr darum gehe, die charakteristischen Elemente im jüdischen Volkslied zu erkennen. Im Gegensatz dazu berief sich Lazare Saminsky auf die liturgischen Melodien als vermeintlich «ungetrübten Quell» für ein nationales Melos (hier wäre ein Hinweis auf die englisch zugängliche Artikelsammlung *Music of the Ghetto and the Bible*, New York 1934 nützlich gewesen).

Der von Nemtsov und Kuhn herausgegebene Sammelband vereinigt in durchaus anregender Weise eine Reihe von historischen Texten mit neueren Studien. So steht neben der traditionell klassifizierenden Skizze des Liedsammlers *Sussmann Kisselhof* über «Das jüdische Volkslied» (1913) *Izaly Zemtsovskys* Versuch, analog zur Entwicklung in Sprache und Literatur das Konzept eines musikalischen «Jiddischismus» zu umreissen: die Idee, dass analog zur Anerkennung des Jiddischen als eine der Nationalsprachen des jüdischen Volkes auch seine Volksmusik als eigenes musikalisches Idiom gelten sollte. Die Darstellung der Petersburger «Gesellschaft für jüdische Volksmusik» durch *Galina Kopytowa*, ergänzt durch eine genaue Chronik ihrer Aktivitäten und eine Liste ihrer Veröffentlichungen – es ist die Übersetzung einer 1997 auf russisch erschienenen Monografie – stellt gewissermassen das Herzstück des Buches dar. Ihr folgt *Nemtsovs* Dokumentation der Moskauer Ortsgruppe, die unter dem Namen «Gesellschaft für jüdische Musik» noch von 1923 bis 1931 weiterbestand (der Name ist Programm für die Hinwendung zur Kunstmusik und die Öffnung zur Musik westlicher jüdischer Komponisten hin), bis sie unter wachsendem politischem Druck und zunehmender Finanznot aktionsunfähig wurde. Die Ausstrahlung der gesamten russisch-jüdischen Schule wirkte aber über zahlreiche Emigranten weiter auf die Komposition «jüdischer Musik» in den USA und in Palästina/Israel.

Verdienstvoll ist, dass die Herausgeber auch einen weiteren historischen Text in die Sammlung aufgenommen haben, der zwar in den zwanziger Jahren sowohl auf deutsch wie auf englisch erschienen, inzwischen aber schwer greifbar geworden ist: *Leonid Sabanejew's* Aufsatz über «Die nationale jüdische Schule in der Musik» (1924) in einer Neuübersetzung von Ernst Kuhn. Die zahlreichen neu hinzugefügten Anmerkungen sind allerdings nicht immer erhellend und sagen bisweilen mehr über die Befangenheit ihres Autors (Nemtsov) als über die Sache selbst. Durchaus nützlich sind schliesslich die Porträts der sieben wichtigsten Komponisten: Joseph Achron (1886–1943), Michail Gnessim (1883–1957), Alexander Krein (1883–1951), Grigori Krein (1879–1955), Lazare Saminsky (1882–1959), Moshe Milner (1886–1953) und Alexander Weprik (1899–1958) werden je mit einer biografischen Skizze und einem Überblick über ihre unter die Kategorie «jüdische Musik» fallenden Werke vorgestellt (z.T. auch aus der Feder Sabanejew's). Ausführliche Werklisten relativieren die manchmal etwas auf die Dimension des Jüdischen reduzierte Einordnung und bieten als reichhaltige Materialsammlung einen Zugang zum Schaffen (fast) vergessener Komponisten. Musikgeschichtlich vielleicht weniger wichtige, aber theoretisch ebenfalls profilierte Exponenten der «jüdischen Schule» wie Solomon Rosowsky (1879–1962), Alexander Shitomirski (1881–1937), Lew Zeitlin (1884–1930), Ephraim Schkljar (1871–1943) werden in den verschiedenen Beiträgen erwähnt sowie in dokumentarischen Anmerkungen kurz porträtiert.

Gerade hier jedoch, bei der Verteilung von Informationen zu einzelnen Personen, hätte man dem Band etwas mehr Übersichtlichkeit gewünscht, ebenso wie etliche Ungereimtheiten und Doppelläufigkeiten bei cursorischer Lektüre eher als Ballast erscheinen: So sind sich *Nemtsov* und *Schröder-Nauenburg* in dem euphorisierten Schlussbericht über ihr Forschungsprojekt nicht schlüssig, ob sie das Phänomen der «Neuen Jüdischen Schule» nun als «einzigartig» oder als «durchaus vergleichbar mit anderen nationalen Strömungen» beurteilen wollen (S. 363/368); und die Gründungsanekdote der «Gesellschaft für jüdische Volksmusik» möchte man auch in einem Sammelband nicht unbedingt dreimal lesen (S. 52, 67 und 169, Anm. 322). Eine straffende Endredaktion hätte dem Buch nicht geschadet. Dennoch ist diese reichhaltige Dokumentation zu begrüssen als informativer Beitrag zu einem wenig bekannten Kapitel der Musikgeschichte wie der jüdischen Kulturgeschichte. *Heidy Zimmermann*

ELKA TSCHERNOKOSHEWA: *Das Reine und das Vermischte. Die deutschsprachige Presse über Andere und Anderssein am Beispiel der Sorben*. Münster: Waxmann 2000. 199 S. (Hybride Welten, 1).

In einer neu begründeten Schriftenreihe hat Elka Tschernokoshewa, die Leiterin der Abteilung Empirische Kulturforschung/Volkskunde am Sorbischen Institut in Bautzen, ihre Untersuchungen über das Bild der Sorben in der deutschsprachigen Presse vorgelegt. Wie der Titel richtig besagt, ist diese Darstellung kein schlichtes Sorben-Buch, sondern behandelt ausführlich das Problem kultureller Diversität in der modernen Gesellschaft am Beispiel der genannten Minderheit im Südosten Brandenburgs und im Osten Sachsens. Für ihr Vorhaben hat die Autorin einen breiten theoretischen Rahmen gesteckt, mit dem sie versucht, die von ihr analysierten Phänomene historisch zu verorten. In Anlehnung an Niklas Luhmanns Systemtheorie erläutert sie den kulturellen Assimilierungsdruck moderner Nationalstaaten, der für diese im Übergang von der «stratifikatorischen» zur «funktionaldifferenzierten» Gesellschaft typisch ist. Gemeint ist damit die Zeit des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, als sich tiefgreifende Veränderungen in politischer, sozialer, wirtschaftlicher, technologischer und auch religiöser Hinsicht abzeichneten. Die Propagierung einer gemeinsamen nationalen Identität unter Zuhilfenahme ethnischer Semantiken habe in dieser Phase zur Bereinigung interner Konflikte gedient, so die These, und das Ziel verfolge, die sich wandelnden Gesellschaften zusammenzuhalten und neu zu organisieren. «Um vom Europa der Fürsten zum Europa der Nationen überzugehen, mussten sehr verschiedenartige Bevölkerungsgruppen davon überzeugt werden, dass sie trotz ihrer offenkundigen Unterschiede eine gemeinsame Identität besaßen und dass diese Identität eine Basis für gemeinsame Interessen bildete. Das war durchaus nicht selbstverständlich» (S. 63).

Die «Erfindung der Nation» führte zur Konstruktion von Nationalkulturen, die nicht zuletzt auf dem Wege der Ab- und Ausgrenzung von Anderen und «Andersseiendem» zu sich selbst fanden. Die seinerzeit entwickelte Rhetorik, die im 20. Jahrhundert fatale Folgen zeitigte, unter denen nicht zuletzt die Sorben massiv zu leiden hatten, wirkt bis heute nach, wie die Autorin in ihrem empirischen Teil nachweisen kann. Grundlage ihrer Ausführungen sind mehr als viertausend Presstexte, die in der Zeit von 1994 bis 1999 im Auftrag des Sorbischen Institutes von der Deutschen Medienbeobachtungs-Agentur gesammelt wurden (S. 17). Die genaue Zahl findet man im Text nicht angegeben, wie überhaupt festzustellen ist, dass in dieser Studie der Umgang mit Prozentwerten und Mengenangaben vermieden wird. Dahinter steckt sicherlich ein deutliches Unbehagen am Quantifizieren, dessen Missbrauch in einem eigenen Kapitel (Kapitel 2) sogar thematisiert wird. Gleichwohl kommt die vorgelegte Darstellung nicht ohne Gewichtungen aus, zum Beispiel wenn darüber berichtet wird, dass bestimmte Themen oder Begriffe in der Presse häufiger oder seltener genannt werden. Statt solcher vagen Angaben hätte man sich manchmal mehr analytische Präzision gewünscht, obwohl man entgegen kann, dass der aufwändige Umgang mit quantitativen Daten stellenweise vielleicht nicht mehr als eine knappe Bestätigung oder marginale Verschiebung der vorgelegten Befunde erbracht hätte.

Das Gesamtbild, das sich aus der Analyse der Presstexte ermitteln lässt, ist im Grossen und Ganzen erschreckend. Bis heute gelten die Sorben immer wieder als pittoreskes «Völkchen» im Osten, das aus einer gewissen Rückständigkeit (bäuerlich-ländliche Prägung) an seinen überlieferten Bräuchen und kulturellen Eigenheiten festhält und allenfalls als kurioser Farbtupfer am Rande der deutschen Einheitskultur von sich reden machen darf. Dass die Sorben jedoch ein fester Bestandteil der Kultur dieses Landes sind, die in weiten Teilen keineswegs so homogen, rein und primordial ist, wie es die Medientexte vermitteln, sondern die gerade unter dem Einfluss der Globalisierung immer hybridere Züge annimmt, scheint sich nur zögernd als Denkfigur zu verbreiten. Ihr entgegen steht die saturierte Bequemlichkeit der Mehrheit, die kulturelle Pluralität nicht als Bereicherung für ihr eigenes Dasein sieht, sowie die Hilflosigkeit der Minderheit, die sich der fraglichen Klischees obendrein noch selber bedient, um überhaupt öffentliche Aufmerksamkeit zu erlangen. Es ist das Verdienst der Studie von Elka Tschernokoshewa, mit viel Gespür für sprachliche Feinheiten und in einer vorbildlichen Verbindung von theoretischer Reflexion mit empirischer Arbeit ein differenziertes Bild von der aktuellen Repräsentation der Sorben im medialen Bereich gezeichnet zu haben.

Ob diese Studie tatsächlich dazu dienen kann, die Lage der Sorben zu verbessern und darüber hinaus das Bewusstsein für den Wert anderer Sprachen und Kulturen zu stärken, ist im ersten Augenblick schwer einzuschätzen. Immerhin streiten bedeutende Vertreter unseres Faches schon lange (vor 1970) gegen das romantische Paradigma von der Einheitlichkeit und Urtümlichkeit der Volkskultur, ohne dabei jenseits der internen Fachzirkel auf grosse Resonanz zu stossen. Allerdings wäre es falsch, deshalb zu resignieren und die Forderung nach einem Prozess des Umdenkens aufzugeben, zumal dieser Schritt von uns nicht mehr als «eine Übung in Andersheit» verlangt, wie uns die Autorin am Ende ihres Buches in wohlthuender Abgrenzung zu neuen ideologischen Entwürfen versichert. *Michael Simon*

ALOIS SENTI: Erfragte Vergangenheit. Das Sarganserland in den Sagen und Anekdoten. St. Gallen: Rösslior Bücher 2001. 396 S., Abb. (St. Galler Kultur und Geschichte, 32).

Mit dem anzuzeigenden Band «Erfragte Vergangenheit. Das Sarganserland in den Sagen und Anekdoten» hat Alois Senti eine Anthologie vorgelegt, die man als eine regionalgeschichtlich-narrative bezeichnen kann. Hierin wird nicht mehr Erzähltext an Erzähltext gereiht, sondern unter thematischen Aspekten eine Verknüpfung historischer Erzähl- und Glaubenstraditionen mit der historischen Lebenswirklichkeit des Sarganserlandes unternommen. Sachkenntnis und Sensibilität im Umgang mit Geschichte und Geschichten sind hierfür erforderlich. Alois Senti, der über vier Jahrzehnte die traditionelle Erzählkultur und Mentalität seiner acht Gemeinden umfassenden Heimat zwischen Walensee und Taminatal im Kanton St. Gallen erschloss und dokumentierte, verfügt über solches.

Sagen und Anekdoten exemplifizieren das Verhältnis von Mensch und Welt (Region) als ein im weitesten Sinne des Wortes «gefährdetes» und daher immer wieder neu zu sicherndes. Daraus resultiert eine Vielfalt an Überlieferungen, die Senti zu drei grossen Themenkomplexen bündelt: «Geschichten aus der Geschichte» (S. 15–152), «Der Tod und die Toten» (S. 153–222) und «Heiliges und Unheiliges» (S. 223–378). Das erste Grosskapitel untergliedert sich in die Teilthemenbereiche Schöpfung und Untergang, Schlösser und Burgherren, Reformation und Seuchen, Kriege und Katastrophen, Armut und Auswanderung usw. Im zweiten Grosskapitel geht es um Todesvorstellungen und um Erfahrungen mit Sterben und Tod. Das dritte und letzte Grosskapitel wendet sich den Geschichten und Glaubensberichten über Heilige, Tabubrecher, Gerechtigkeit, Teufelsbilder, Hexerei, Schätze, Alpvergletscherungen, mythischen Tieren und Pflanzen usw. zu. Distanz und Nähe kennzeichnen dabei sowohl bei Senti als auch bei seinen Gewährsleuten die Erzählhaltung. Auf diese Weise entsteht ein Tableau, das Authentizität hat.

Alois Senti ist sich bewusst, dass mit seiner Anthologie «Erfragte Vergangenheit» der Schlussstein der von Josef Anton Henne in den 1830er Jahren begonnenen und von Anton Natsch, Anton Zindel, Werner Manz, Jakob Kuoni, Jakob Grünenfelder und Pirmin Willi fortgeführten Sammeltradition Sarganserländer Sagen, Anekdoten und Schwänken gesetzt worden ist. Das traditionelle Erzählgut hat im Modernisierungsprozess seinen lebensgeschichtlichen Hintergrund, seinen Kontext und damit seinen «Sitz im Leben» verloren. Daher versteht er die Publikation als eine Hommage an die Gewährsleute und an die Sammler Sarganserländer Erzählüberlieferung. Traditionelle Sagen, Anekdoten und Schwänke wird es kaum mehr zu finden geben, aber – so könnte man sich bei Alois Senti vorstellen – «neue» sagenhafte und komische Geschichten aus dem Sarganserland.

Erika Lindig

RUDOLF GAMPER/THOMAS HOFMEIER: Das Alchemiehandbuch des Appenzeller Wundarztes Ulrich Ruosch. Basel: Schwabe 2002. 158 S., Ill.

Der Appenzeller Wundarzt, Apotheker und Arztalchemiker Ulrich Ruosch (1628–1696) war weit über die Grenzen von Appenzell-Innerrhoden hinaus bekannt; seine persönlichen Verbindungen reichten vom Bodenseegebiet bis in die Innerschweiz. Diese Bekanntheit verdankte der innovative «Schnitt- und Wundarzt» vor allem seinen im eigenen Laboratorium selber fabrizierten alchemischen Medikamenten, beispielsweise dem so genannten Alcahest, dem universalen Lösungsmittel der Alchemisten, mit welchem angeblich alle Körper in ihre Grundbestandteile zerlegt werden konnten. Als weiteres von Ruosch hergestelltes Allheilmittel lässt sich das von den Alchemisten propagierte *aurum potable* (Trinkgold) ausmachen, eine Substanz, in welcher die Essenz des Goldes in eine dem Körper zuträgliche Form gebracht wurde. Wie aus den Akten zu einem gerichtlichen Streitfall hervorgeht, fand sich Ruosch nicht bereit, die Rezeptur seiner mit Erfolg angewendeten Panaceen preiszugeben.

Die Publikation der Schriften des Paracelsus seit 1560 hatte der Medizin neue Anstösse gegeben. Die Verwendung chemisch hergestellter Heilmittel anstelle von pflanzlichen, tierischen und mineralischen Naturstoffen nahm somit trotz aller Widerstände stetig zu. Die Ärzte setzten neu spezifische Präparate ein, in denen die jeweiligen Ausgangsstoffe durch chemiatische Prozesse gereinigt worden waren und dadurch eine konzentriertere Form erhielten. Es macht den Anschein, dass sich Ruosch die theoretischen Grundlagen der neuen Arzneimittellehre während seiner Lehr- und Wanderjahre angeeignet hat.

Der Landarzt galt als gottgläubig und pflegte enge Kontakte mit der katholischen Geistlichkeit. Die soziale Akzeptanz der Arztalchemie durch die erwähnten Meinungsmacher beweist deren Offenheit gegenüber der medizinischen Neuerung, dies im Gegensatz zu andern gebildeten Zeitgenossen, etwa dem evangelischen Pfarrer Bartholomäus Anhorn, der noch in seiner 1674 erschienenen «Magiologia» die Transmutation von Substanzen im Destillierkolben als Teufelswerk verdammt. Wie sich wiederum

aus Prozessakten herauslesen lässt, holte Ruosch sich das Geld für seine Arzneien und Anweisungen ohne Skrupel dort, wo es eben vorhanden war, gleichzeitig rühmten ihn die Patres des Kapuzinerklosters Appenzell als uneigennütigen und unermüdlichen Helfer der Armen.

Beim edierten Alchemiehandbuch Ruoschs handelt es sich um ein in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstandenes, auf Pergament geschriebenes, mit zahlreichen farbigen Schemata, Miniaturen und Figuren versehenes Emblembüchlein, welches die geistigen Grundlagen der Arztalchemie enthält. Den kostbaren Pergamentblättern wurden auf Papier notierte alchemisch-medizinische Rezepte beigegeben. Die kleinste alchemische handschriftliche Enzyklopädie der Schweiz misst gerade mal 6×8 cm und dürfte aufgrund ihres Kleinstformates ihren Besitzer als ständige Meditationshilfe in der Rocktasche begleitet haben. Es ist als Glücksfall zu bezeichnen, dass das schwer dechiffrierbare Werklein in die Hände des Mediävisten und Bibliothekars Rudolf Gamper und des Alchemiehistorikers Thomas Hofmeier gelangt ist. Während Gamper das Leben und Wirken Ruoschs auf der Grundlage von Urkunden in den sozial- und medizinhistorischen Kontext stellt, erläutert und kommentiert Hofmeier kompetent jedes Emblem sowie die Rezepte der Handschrift. Man ist den Editoren dankbar, dass es ihnen um solide historische Information und nicht um Vermarktung von Alchemie im Zuge der Esoterikwelle geht.

Ursula Brunold-Bigler